

Eines der Bücher, das seit meiner ersten Lektüre nichts von seiner Strahlkraft eingebüßt hat und mich – neben anderen unsterblichen Werken der deutschsprachigen Literatur – Mitte der Siebzigerjahre dazu ermutigte, an der Universität Bagdad in deren Abteilung für europäische Sprachen deutsche Literatur zu studieren, und das vielleicht auch einer der Gründe dafür war, dass ich nach Deutschland ins Exil ging, ist Erich Maria Remarques Roman „Zeit zu leben, Zeit zu sterben“. Im Arabischen trägt es den Titel „Zeit zu lieben, Zeit zu sterben“, seit es von dem Ägypter Samir al-Tandawi aus dem Französischen übersetzt und vom ägyptischen Verlag Dar al-Maarif Anfang der Sechzigerjahre in zwei Teilen veröffentlicht wurde.

Der Roman ist erstmals vor siebzehn Jahren im September 1954 im Verlag Kiepenheuer & Witsch erschienen, spielt im Frühjahr 1944 – dem Zeitpunkt der entscheidenden Wende im Zweiten Weltkrieg – und erzählt vom Schicksal des dreundzwanzigjährigen Wehrmachtssoldaten Ernst Graeber, der sich von der Ostfront beurlauben lässt. Gerade erst hat er die Niederlage der Sechsten Armee an der Front von Stalingrad hautnah miterlebt und dort Tausende Kameraden sterben sehen, doch noch weiß er nicht, dass er bei seiner Rückkehr nach Berlin seine Heimatstadt in Trümmern liegen sehen wird: zerstörte Häuser, aufgerissene Straßen, obdachlose Menschen, die aus Angst, unter den Trümmern zu sterben, ihre Wohnungen verlassen haben. Seine eigene Familie ist zum Zeitpunkt von Graebers Ankunft bereits an einen unbekannt Ort geflohen. Der Soldat beginnt daraufhin, wie ein Fremder durch die Stadt zu irren auf der Suche nach einer Wohnung, nach Freunden und seinen Angehörigen. Er wird keine Freude am Leben mehr empfinden, bis er zufällig auf Elisabeth trifft, ein Mädchen, dessen jüdischer Vater von einem Spitzel verraten und in ein Konzentrationslager verschleppt wurde.

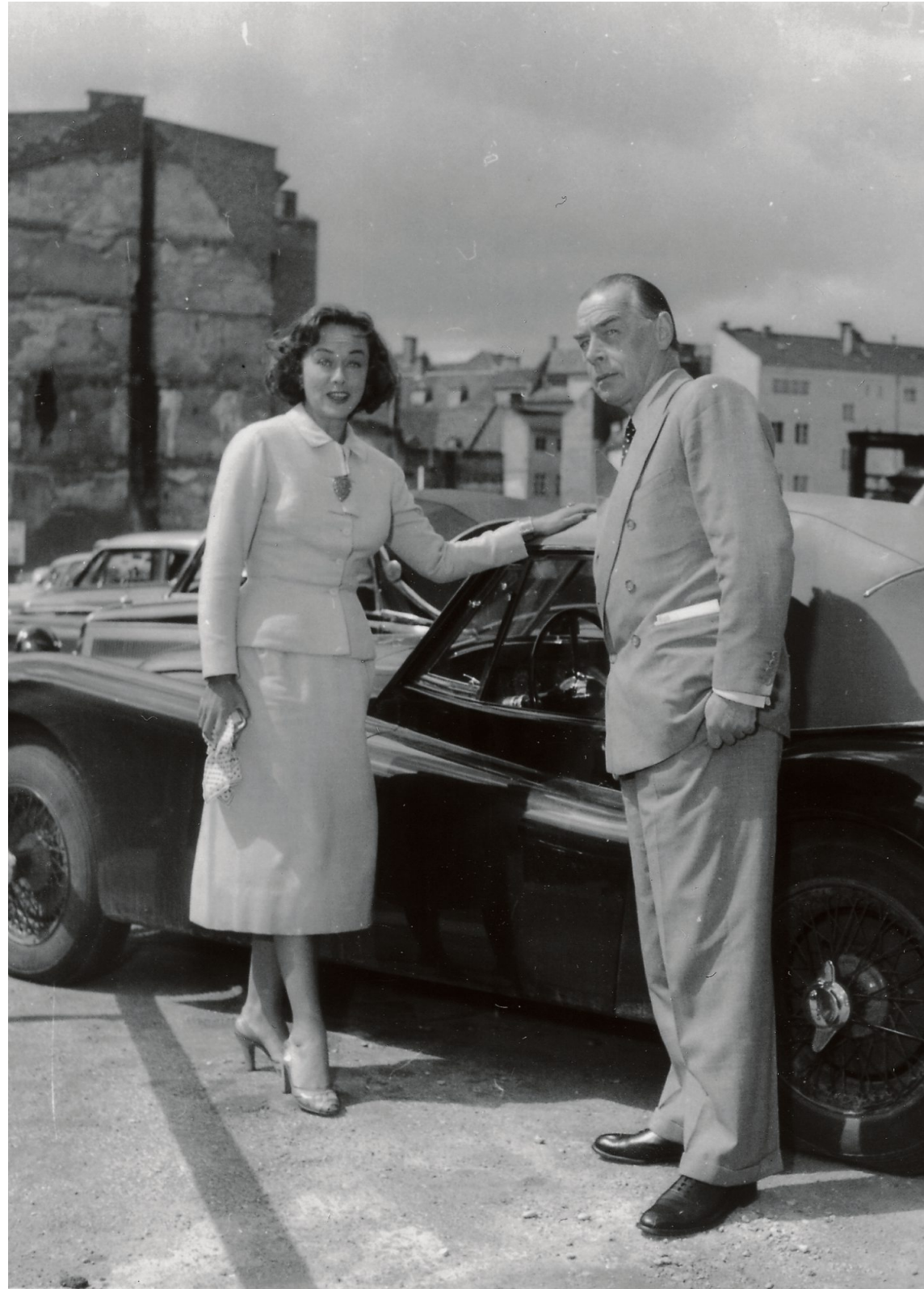
Wie viele Zufälle im Leben eines Menschen geschehen müssen, bis sein Schicksal sichtbar wird, Ernst Graeber und Elisabeth irren ziellos durch die Ruinen Berlins, wandern von einem Ort zum anderen, als suchten sie einen Ort oder etwas, das sie nicht definieren können. Als sich ihre Wege kreuzen, ist es unausweichlich, dass sie sich ineinander verlieben, und nur eine Frage der Zeit, bis sie beschließen zu heiraten. Warum sollten sie das auch nicht, nachdem sie im jeweils anderen Trost und Sinn im Leben gefunden haben, als sie zusammenfanden und ihre Verzweiflung teilten? Mit der Eheschließung tun sie nichts anderes, als dem Ruf des Herzens zu folgen.

Das ist das Paradoxon, das uns dieser Roman erleben lässt: Die Bombardierung der Stadt geht weiter, und der wahnsinnige Führer ist noch immer entschlossen, seine Verbrechen bis zum letzten Atemzug weiterzuführen; er schickt in den letzten Tagen Kinder an die Front. Menschen fliehen, nur um unter den Trümmern begraben zu werden, doch Ernst Graeber und Elisabeth

Keine Stimme oberhalb des Herzens

Wie mich Erich Maria Remarques Roman „Zeit zu leben, Zeit zu sterben“ nach Deutschland gebracht hat.

Von Najem Wali



Im Jahr des Romans: Remarque mit Paulette Goddard 1954

Foto bpk/Bayerische Staatsbibliothek/Felicitas Timpe

wollen nicht weg. Sie wandern durch die Straßen Berlins, gestärkt durch ihre Liebe, dem Ruf der Sinne folgend, und wenn es Abend wird, suchen sie einen Ort, an dem sie Zuflucht finden können, schlafen unter jedem Dach, das sie vor der Nacht schützt, ganz gleich, ob es sich um einen Keller oder ein zerstörtes Haus handelt. Zwei Fremde in ihrer Stadt, die sich vor dem tobenden Krieg in die Liebe flüchten.

Sie leben gleichzeitig in zwei Welten: einerseits in ihrer Liebe, als sie beschließen zu heiraten und ihre Hochzeitsnacht mit einer Flasche Champagner feiern, auf der anderen Seite mitten im Krieg mit all seiner Absurdität, dem Tod und der Verwüstung, bei dem Graeber nicht klar ist, wer für diese Zerstörung Deutschlands und der Deutschen verantwortlich, wer schuld ist an diesem verheerenden Krieg. Selbst der alte Professor Pöhlmann (in der Romanverfilmung von Erich Remarque selbst gespielt), den Graeber seit der Schulzeit kennt, weiß keine tröstliche Antwort: „Schuld“, sagt Pöhlmann mit sanfter Stimme, „niemand weiß, wo Schuld beginnt und wo sie endet. Wenn man so will, fängt sie überall an und hört nirgends auf. Aber vielleicht ist es auch andersherum.“

Ernst Graeber hat einiges gesehen und vieles gehört – „Man wird für nichts an der Front getötet“ –, und er weiß, welche Verbrechen der Krieg mit sich bringt: „Die Lüge, die Unterdrückung, das Unrecht, die Gewalt. Den Krieg, und wie wir ihn führen, – mit Sklavenlagern, Konzentrationslagern und dem Massenmord an Zivilisten.“ Und er weiß auch, dass der Krieg verloren ist, dass sie „nur noch weiterkämpfen, damit die Regierung, die Partei und die Leute, die alles das verursacht haben, noch einige Zeit länger an der Macht bleiben, um noch mehr Elend anrichten zu können“. Mit all diesem Wissen fragt er sich, ob er nach seinem Urlaub wieder an die Front zurückkehren soll: „Wie weit werde ich zum Mitschuldigen, wenn ich weiß, dass der Krieg nicht nur verloren ist, sondern auch, dass wir ihn verlieren müssen, damit Sklaverei und Mord, Konzentrationslager, SS und SD, Massenausrottung und Unmenschlichkeit aufhören – wenn ich das weiß und in zwei Wochen wieder hinausgehe, um weiter dafür zu kämpfen?“

Jede Handlung in Kriegszeiten, die sich nicht dem Krieg verschreibt, ist eine Art Widerstand. Bei Remarque wird die Liebe als einfacher Akt menschlichen Bemühens zum trotzigem Symbol einer „Ästhetik des Widerstands“ gegen Diktatur und Krieg (um einen anderen deutschen Vordenker, Peter Weiss, der nach der Machtergreifung ebenfalls ins Exil fliehen musste, zu zitieren). Das Herz ist heiliger als die Heimat, als jeder Patriotismus, der nur dazu erfunden wurde, um das Volk dazu zu überreden, sich in den Krieg schicken zu lassen und für die von den Mächtigen getroffenen Entscheidungen zu bluten.

Siebzehn Jahre sind seit dem Erscheinen von Remarques Romans vergangen und achtzig Jahre seit dem historischen Schrecken, der die Grundlage für seine

Geschichte lieferte. Unzählige Romane habe ich als Jugendlicher über den Zweiten Weltkrieg gelesen, aber „Zeit zu leben, Zeit zu sterben“ und sein Protagonist haben sich mir besonders tief ins Gedächtnis eingebrannt. War Ernst Graeber unbewusst vielleicht sogar der Grund, dass ich mich weigerte, an die Front zu gehen, als der Krieg zwischen Iran und meinem Heimatland Irak am 22. September 1980 ausbrach, dass ich desertierte und nach Deutschland floh, in das Land von Ernst Graeber und Erich Maria Remarque?

Die Nazis erkannten schon früh die Macht der Romane von Remarque. Einer der ersten Titel, die bei der Bücherverbrennung vom 10. Mai 1933 in den Flammen landeten, war sein Debüt „Im Westen nichts Neues“, ein Antikriegsroman *par excellence* und ein damals bereits millionenfach verkaufter Bestseller. Remarque gehörte außerdem zu den ersten deutschen Schriftstellern, die Deutschland unmittelbar nach Hitlers Machtübernahme den Rücken kehrten.

Es ist nicht verwunderlich, dass ich diesen Roman liebe, seit ich ihn in meiner Jugend gelesen habe. Als ob ich gewusst hätte, dass Bagdad eines Tages die gleiche Zerstörung erfahren würde wie Berlin, dass die Zerstörung uns alle treffen würde, wo immer wir sind. Als ob ich gewusst hätte, dass Generationen in Kriegen sterben würden und andere Generationen kommen würden, die von Liebe, Ehe und Glück träumen, aber durch eine verirrte Kugel, einen Panzer oder eine Artilleriegranate, ein Luftbombardement, das seine Wut auf alle wirft, sterben würden. Als ob ich gewusst hätte, dass es nicht genügt, Kriegerromane zu schreiben und künftige Generationen daran zu erinnern, was Krieg bedeutet, was Zerstörung bedeutet, ja als ob ich gewusst hätte, dass kein Land und kein Winkel der Welt sich nicht irgendwann einmal in ein Kriegsgebiet verwandeln könnte und kein Ort die Menschen davor schützt, durch eine Granate, eine in diesem oder jenem Land hergestellte Waffe zu sterben. Wenn Krieg ausbricht oder eine Granate, eine Kugel, eine Rakete abgefeuert wird und ein Mensch stirbt, dann ist es nicht wichtig zu fragen, wessen Kugel da abgefeuert wurde oder für welche Identität, für welche Religion, für welche Nationalität. Wichtig ist es, keinen Menschen zu töten, und wer etwas anderes behauptet und mit den Militärs singt: „No voice above the sound of battle“, der sollte von Ernst Graeber und seiner geliebten Elisabeth lernen. Dass die größte schöpferische Leistung in Zeiten des Krieges das Überleben ist und es keinen anderen Weg gibt, unser Leben in Frieden zu leben, als lauter zu singen als jede andere Stimme: „Keine Stimme ist lauter als die Stimme des Herzens und seiner Angelegenheiten“, alles andere führt uns vom Ruin in den Ruin.

Najem Wali wurde im südirakischen Basra geboren. Er ist Schriftsteller sowie Writers-in-Prison-Beauftragter und Vizepräsident des PEN-Zentrums Deutschland. Zuletzt erschien von ihm der Roman „Stadt der Klängen“ (Seccession Verlag).

FRANKFURTER ANTHOLOGIE

Redaktion Hubert Spiegel

Walter Mehring

Die kleinen Hotels

1.
Vom Bahnhof angeschwemmt – im Strom der Massen
Fiebernd von Schwinducht deines letzten Gelds
Treibst du durch Reusen immer enger Gassen
Die abzweigen
zu den Absteigen
Zu den
kleinen Hotels.

Wenn dich ein Blick taxiert, tu unverfänglich!
Tritt ein; bring Glück herein! Und: Gott vergelt's!
Es keuchen hinterdrein treppauf die Jahre kränklich
Du bist verdorrnt nun auf lebenslänglich
Zu kleinen Hotels
Zu kleinen Hotels
Zu kleinen Hotels.

2.
Dort fällt du mit der Tür in sieche Räume
Zu Häupten droht im Sturz der Mauerfels –
Pitschnaß das Bett vom Angstschweiß fremder Träume
Die aufquellen
Aus den Abfällen
Der kleinen Hotels.

Du mußt des Nebenzimmers Pein erdulden
Daß sie sich schlaflos auf dein Kissen wälz –
Daß dich des Nachbarn Wollust würgt – und alle Schulden
Die prasseln nachts aufs Dach aus vollen Mulden
Auf die kleinen Hotels
Auf die kleinen Hotels
Auf die kleinen Hotels.

3.
Willst du dich frierend an der Liebsten wärmen
Schmiegst du dich eng in ihres Atems Pelz –
Die Neugiergnomen werden dich umschwärmen
Die nachts spuken
In den Dachluken
Der kleinen Hotels.

Versuch zu fliehen aus dem Wust von Gängen
Schon schrillt die Glocke wütenden Gebells ...
Tapetenranken fangen dich in ihren Fängen
Bis sich allmählich ganz zum Sarg verengen
Die kleinen Hotels
Die kleinen Hotels
Die kleinen Hotels ...

Uwe Wittstock

Für manchen führt kein Weg zurück

Am Nachmittag des 27. Februar 1933 bestieg Walter Mehring in Berlin einen Zug in Richtung Frankreich, um sich vor den Nazis in Sicherheit zu bringen. Wenige Stunden später stand der Reichstag in Flammen, und auf Hitlers Befehl hin wurden noch in derselben Nacht Hunderte, später dann Tausende oppositionelle Politiker, Schriftsteller und Intellektuelle verhaftet. Sie verschwand ohne Gerichtsverfahren in Gefängnissen oder in den ersten KZs. Der Rechtsstaat hatte aufgehört zu existieren. Mehring war gerade noch davongekommen – und kehrte erst zwei Jahrzehnte später, 1953, nach Deutschland zurück.

In den wilden Zwanzigerjahren gehörte Mehring zu den literarischen Berühmtheiten Berlins. Für Herwarth Waldens Zeitschrift „Sturm“ hatte er expressionistische Tempogedichte geschrieben und mit dreisten Dada-Aktionen für ein paar prächtige Skandale gesorgt. Für seine obszöne Hymne „Coitus im Dreimäderlhaus“ („Peitsch Dir den Hintern lila, mein süßer Fratz“) wurde er vor Gericht gestellt – und freigesprochen. Die Kabarets der Stadt rissen sich um seine Couplets, von denen einige das Zeug hatten zu echten Gassenhauern. Zugleich verbeugten sich Großkritiker wie Alfred Kerr und Kurt Tucholsky respektvoll vor seinem poetischen Talent und würdigten sein artistisches Spiel mit den unterschiedlichsten lyrischen Formen.

Trotz seines Erfolgs gehörte Mehring jedoch nie zu den wohlhabenden Schriftstellern und schon gar nicht zu denen, die finanzielle Vorsorge trafen. Mit der Flucht verlor er sein deutsches Publikum, und das Elend des Exils holte ihn umgehend ein. Gleich in den ers-

ten Monaten lernte er die Schwinducht des letzten Gelds kennen und schrieb sein Gedicht über das prekäre Leben in schäbigen Hotels.

Es ist ein Chanson, das sich mit seinem schnoddrigen Ton und dem klug variierten Refrain zur effektvollen Vertonung für die Kabarettbühne eignet. Mehring betont die klaustrophobe Situation des Exilanten, den seine Flucht nicht in die Freiheit führt, sondern der Armut wegen in „immer engere Gassen“, in „sieche Räume“ und einen labyrinthischen „Wust von Gängen“. Die kleinen Hotels haben für ihn ganz und gar nichts Romantisches, sie sind erfüllt von „Angstschweiß“, „Pein“ und „Neugiergnomen“, vor denen der Geflohene, der selbst im Ausland vor Nachstellungen der Nazis nicht sicher sein kann, auf der Hut sein muss.

Das Gedicht wurde 1934 erstmals gedruckt. Bemerkenswert ist, wie wenig Hoffnung sich Mehring machte. Andere Exilanten, wie Heinrich Mann zum Beispiel, glaubten noch lange, Hitlers Regime werde bald abgewirtschaftet haben. Er dagegen spricht illusionslos davon, zu „lebenslänglich“ verdorrnt zu sein, und beschreibt die Zuflucht in den kleinen Hotels als „Reusen“, also Fallen, die sich über kurz oder lang „zum Sarg verengen“ werden.

Mehring's Lyrik wandelte sich durch die Exilerfahrungen. Er schrieb immer weniger – und das wurde immer bitterer. Einer seiner Freunde, der Architekt Konrad Wachsmann, traf ihn einmal zufällig in Paris auf dem Boulevard Montparnasse und berichtete Jahre später, wie sehr sich Mehring durchs Exil verändert hatte: „Seinen frechen, liebenswerten, bissigen und pointierten Witz, der ihm den Ruhm eingetragen

hatte, der Villon Berlins zu sein, gab es nicht mehr. Der neue Mehring war voller Sarkasmus, ein zynischer Interpret seiner Zeit und seiner Umwelt, der nur noch das Schlimmste zu prophezeien hatte.“

Daran änderte auch Mehring's Rückkehr nach Deutschland nichts mehr. Er fand nie wieder zurück zu dem Ton, der ihn zu einem der großen Dichter der Weimarer Republik gemacht hatte. Und die düstere Vorhersage dieses Gedichts erfüllte sich: Mehring konnte nicht mehr Fuß fassen im Literaturbetrieb der Bundesrepublik, lebte tatsächlich „lebenslänglich“ in Hotels und später dann in Zürich in einem Heim bis zu seinem Tod im Jahr 1981.

Walter Mehring: „Staatenlos im Nirgendwo“. Die Gedichte, Lieder und Chansons 1933 bis 1974. Classens Verlag, Düsseldorf 1981. 250 S., geb. Vergriffen.

Von Uwe Wittstock ist zuletzt erschienen: „Marseille 1940. Die große Flucht der Literatur“. C.H.Beck, München 2024. 351 S., geb., 26,- €.



Mit dem Handy scannen:
Eine Gedichtlesung von Thomas Huber finden Sie unter www.faz.net/anthologie.